

Schiller als Vorbild für die deutsche Jugend.

Motto: Seine durchgewachten Nächte
Haben unsern Tag erhellt.

Goethe „Schillers Totenfeier“.

Zu einer Gedächtnisfeier¹⁾ sind wir hier versammelt, liebe Schüler; gilt es doch dem Andenken eines der Großen unserer Nation, der heute vor 100 Jahren, am 9. Mai 1805, in seinem Hause zu Weimar, auf jener Lagerstätte, vor welcher man nicht ohne tiefe Rührung weilen kann, seine letzten Atemzüge tat. Sein „katarrhalisches Fieber“ hatte ihn wieder gepackt. Am Tage vorher, da andere schon alle Hoffnung aufgegeben hatten, konnte er auf die Frage seiner Schwägerin, Karoline von Wolzogen, wie es ihm ginge, noch antworten: „Immer besser, immer heiterer;“ am Nachmittage desselben Tages mußte man auf sein Verlangen den Fenstervorhang öffnen, er wollte das Sonnenlicht noch einmal schauen, gerade wie ungefähr 27 Jahre später sein Dichterfreund, welcher in seinen letzten Phantasien mit dem früh Dahingegangenen sich beschäftigte, beim Herandrängen der Todesschatten das Öffnen des Fensterladens forderte, damit „Licht, mehr Licht“ hineinkäme.²⁾ — Nachmittag, ca. 5 Uhr, am 9. Mai 1805, gab Schiller der „Erde die Atome wieder, die sich zu Schmerz und Lust in ihm gefügt.“

Die Griechen feierten *γενέθλια*, das war das Fest des Tages, an welchem der Mensch geboren wurde, und *γενέσια*, das war das Fest des Tages, an welchem der Mensch starb — Geburtstag und Totenfest nennen wir es. Aber bei jenem lebensfrohen Volke bildete sich der Name des Geburtstags wie des Totenfestes beidemal aus derselben Wurzel, die „Werden“ bedeutet. Freilich eigentlich nur großen Männern ist es vergönnt, zweimal geboren zu werden, an ihrem Geburtstag und an ihrem Sterbetag. Und dieser große Tote wurde bald nach seinem Hinscheiden von keinem geringeren als von Goethe wieder ins Leben gerufen. Schon wenige Wochen nach dem 9. Mai,

¹⁾ Die Gedächtnisfeier wurde eingeleitet durch Verlesung einer Psalmstelle und den Gesang zweier Strophen des Kirchenliedes „O heiliger Geist, kehre bei uns ein“. Das letztere wurde gewählt, weil Goethe über dieses Lied den treffenden Ausspruch getan hat (Sprüche in Prosa III): „Der herrliche Kirchengesang ‚Veni Creator Spiritus‘ ist ganz eigentlich ein Appell ans Genie; deswegen er auch geist- und kraftreiche Menschen gewaltig anspricht.“ Das Lied hat Goethe bekanntlich auch übersetzt (Werke, Sophien-Ausgabe 4, S. 329). — Die Feier fand ihren Abschluß durch ein kurzes, an Schillersche Verse sich anlehnendes Gebet.

²⁾ Noch zu wenig bekannt dürfte es sein, daß diese ursprünglich recht nüchtern gemeinten Worte nicht die letzten Goethes gewesen sind. Nach einem vom 28. März 1832 datierten Briefe eines damals in Weimar lebenden Dr. Wilhelm Weisenborn (Goethe-Jahrbuch XII, 137) sind des Dichters letzte Worte an seine Schwiegertochter, Ottilie von Goethe, geb. v. Pogwisch, die vor dem Lehnstuhl des Sterbenden kniete, gerichtet gewesen und lauten: „Komm, mein Töchterchen, und gib mir ein Pfötchen“. Eine etwas andere Fassung lesen wir in einem Briefe vom 3. April 1832, den Pauline Hase, die Gattin des berühmten Theologen, schrieb: „Er mag sehr heiter noch gewesen sein, so hat er vor seiner letzten Stunde noch zu ihr gesagt: Nun, Frauenzimmerchen, gib mir dein gutes Pfötchen, und hat sie so auch immer festgehalten, bis sie endlich die Leiche hat loslassen müssen“. — Wieviel rührender, einfacher, menschlicher klingen diese letzten Worte, als das später künstlich aufgebauchte: „Mehr Licht!“

sobald er von seiner Krankheit genesen war, trug sich Goethe mit einer grofsartigen Totenfeier; die Fragmente davon sind uns in den Niederschriften enthalten, welche er selbst mit dem Titel „Schillers Totenfeier“ versehen hat. Die Bruchstücke (eins zielt als Geleitwort diese Gedenkrede) heifsen uns Grofses, Würdiges schliesen. Aber es blieben eben Fragmente. Als man jedoch am 10. August 1805 — drei Monate nach Schillers Tode — in Lauchstädt, nahe bei Halle, eine Gedenkfeier, die erste, veranstaltete, hatte Goethe seinen „Epilog zu Schillers Glocke“ gedichtet. Man gab auf der Bühne die drei letzten Akte von „Maria Stuart“, dann die dramatisierte Glocke, zum Schlufs sprach eine Darstellerin den damals noch auf 8 Strophen beschränkten Epilog.

Am 19. August wurde die Feier in derselben Art wiederholt, ebenso am 10. Mai 1806, als sich der Todestag jährte. Nach mehreren Jahren, am 9. Mai 1811, wurde abermals eine Gedenkfeier veranstaltet und abermals nach 4 Jahren, am 10. Mai 1815; bei der ersteren hatte der Epilog in der Mitte einige Erweiterungen dulden müssen, bei der letzteren am Schlufs durch die Strophe: „So bleibt er uns, der vor so manchen Jahren — Schon zehn sind's — von uns sich weggekehrt.“ Die ursprüngliche, einheitlichere Fassung zeigte die Veröffentlichung im „Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1806“, jetzt z. B. die Ausgabe der Gedichte Goethes v. L. Blume (Wien, Verlag v. Karl Gräser), die breitere denn die Ausgaben der Goethischen Werke.

Aber dieser grofse Tote stand bald darauf, um so zu sagen, auch leiblich auf: aus jener unwürdigen Gruft des Kassengewölbes auf dem Friedhof der St. Jakobskirche, wohin Ratlosigkeit ihn versenkt hatte, erstand er wieder 1826; seinen Schädel konnte man aus dem schaurigen Chaos der Gruft herausfinden; mit „einer Art Zeremonie“, an der Schillers Sohn Ernst und Goethes Sohn August¹⁾ teilnahmen, wurde am 17. September 1826 diese kostbare Reliquie in das Piedestal der Marmorbüste Schillers von Dannecker auf der Bibliothek zu Weimar gelegt; der junge Schiller tat dies selbst, indem er aus der Hand Streichers, des Jugendfreundes, seines Vaters Schädel empfing. Goethe selbst ist nicht gegenwärtig gewesen, im Geiste war er es gewifs; dichtete er doch in diesen Tagen jene Terzinen, die, anfangs von Schmerz darniedergehalten, schliesslich den Sieg alles Geistigen über das Irdische verkünden:

Als ich inmitten solcher starren Menge
 Unschätzbar herrlich ein Gebild gewährte,
 Dafs in des Raumes Moderkält' und Enge
 Ich frei und wärmeführend mich erquickte,
 Als ob ein Lebensquell dem Tod entspränge;
 Wie mich geheimnisvoll die Form entzückte!
 Die gottgedachte Spur, die sich erhalten
 Wie bin ich wert, dich in der Hand zu halten,
 Dich höchsten Schatz aus Moder fromm entwendend
 Und in die freie Luft, zu freiem Sinnen
 Zum Sonnenlicht andächtig hin mich wendend.

Noch in demselben Monat wurden andere Gebeine Schillers der Gruft entnommen und ein Jahr später 1827 auf Anregung des Königs Ludwig von Bayern zusammen mit dem im Postament der Büste ursprünglich aufbewahrten Schädel vereinigt, um endlich in einem Sarge, der nach Goethes Angaben hergestellt war, in die fürstliche Familiengruft, 16. Dezember 1827,

¹⁾ Goethes Sohn hielt eine Rede; vergl. u. a. Goethes Tagebücher (Werke III 10, S. 245 ff.) unterm 17. Sept. 1826: „Mein Sohn erzählte von der würdig und heilig vollbrachten Funktion.“

getragen zu werden. Hier hat der große Tote seine letzte irdische Ruhestätte gefunden, dicht daneben, einige Jahre später, in einem ganz gleich geformten Sarge, sein Dichterfreund.

So ist das Andenken an Schiller in den ersten Dezennien nach seinem Tode oft gefeiert worden, am großartigsten, am einmütigsten war wohl die Feier seines hundertjährigen Geburtstages am 10. November 1859, als sich ganz Deutschland im Geiste um seinen Namen scharte. Und heute sammelt sich von neuem unser geeintes, nunmehr unter seinem Kaiser stehendes Volk, um an seinem hundertjährigen Todestage einen Hauch seines Geistes zu verspüren. Damals 1859 war es zugleich eine Art politischer Feier, man beging sie nicht ohne politischen Beigeschmack, nicht ohne Anspielungen, nicht ohne ein, oft nur stilles Gedenken an die staatliche Zerrissenheit Deutschlands. 1859 war das Begehen des hundertjährigen Geburtstages fast eine Notwendigkeit, man hatte keinen staatlichen Mittelpunkt in Deutschland, so hatte man nötig, Schillers zu gedenken, der ein literarisch-geistiges Zentrum darbot. Haben wir heute, so könnte man vielleicht fragen, heute, da unser Reich so mächtig dasteht, noch ein solches Bedürfnis? Warum schart sich heute wieder unsere ganze Nation im Geiste um sein Standbild, um von neuem zu ihm aufzublicken? — Vor allem, was könnt ihr, die Lernenden, von jenem lernen, der hoch über uns allen stand und noch steht? Was soll uns Schiller? werdet ihr vielleicht sagen. Wir sind und werden keine Genies, wir werden einfache Bürger unseres Vaterlandes, um ihm in gewöhnlichen Bahnen der verschiedenen Berufsarten zu dienen. Und doch, weil ihr, weil wir alle unserm Vaterlande dienen wollen, jeder in seiner, jeder in rechter Weise, müssen wir immer wieder zu ihm anschauen, um von neuem das Ziel unseres Lebens und Strebens zu erkennen. Schiller ist und bleibt der Dichter der Freiheit, einer doppelten Freiheit, der politischen Freiheit¹⁾ und der religiös-sittlichen Freiheit.

1. Zuerst ist Schiller der Dichter der politischen Freiheit. — Als er geboren wurde, lag die Welt noch in den Banden der Unfreiheit, überall, natürlich auch in deutschen Landen, herrschte der Absolutismus, d. h. jene Regierungsform, in welcher der Wille eines einzigen Machthabers, ohne sich bei dem Volke Rat zu holen, die Entscheidung gab. Hier und da milderte sich diese Form in dem aufgeklärten Despotismus eines Friedrichs des Großen, Kaiser Josephs II. und einiger kleinen deutschen Fürsten. Es war die Zeit der französischen Maitressenwirtschaft an den Höfen und des Soldatenhandels, da deutsche Landeskinder von ihrem eigenen Landesvater an fremde Potentaten zum Kriegsdienst verkauft wurden. Das ganze deutsche Vaterland seufzte zwar unter diesem Drucke, jeder einzelne empfand ihn schwer, aber auf einem lastete diese Regierungsform wohl gerade am schwersten, weil sie seinen geistigen Entwicklungsgang zu hemmen drohte: auf Schiller. Seine Leidenszeit auf der Karlsschule gibt Zeugnis davon. Sein oder Nichtsein war für ihn hier die Frage, geistiges Leben oder geistiger Tod; sein Fürst verbot ihm schließlic, etwas drucken zu lassen aufser medizinischen Schriften. Das wäre für ihn geistige Vernichtung, das wäre für ihn geistiger Tod gewesen. Da entzog er sich demselben durch die Flucht. Dieser Druck aber hatte lange seine Seele belastet, aus solcher Stimmung heraus sind die „Räuber“ entstanden. Was will Karl Moor? Ein Heer Kerls, wie er selbst, will er haben, und aus Deutschland soll eine Republik werden, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöster sein sollen. Sein Gegner, Franz, sein sauberes Brüderchen, ist der absolute Herrscher, wenn er sagt: „Das Recht ist beim Überwältiger, und die Schranken unserer Gewalt sind unsere Gesetze“. „In Tirannos“ war auf dem Titelblatt der zweiten Auflage zu lesen.

¹⁾ Bei Betrachtung von Schillers Ansichten über politische Freiheit werden wir auch auf die Wandlungen kurz eingehen, die dieser Begriff bei dem Dichter bis zur völligen Klärung erfahren hat.

Und „in Tirannos“ könnte auch auf dem Titelblatte des „Fiesko“ stehen. Denn warum geht Fiesko zugrunde? Zuerst spielt sich der Kampf zwischen republikanischer Freiheit und tyrannischer Herrschaft in Fiesko selbst ab; einen Augenblick zwar will er nur Genuas erster Bürger, bald aber Genuas Herzog sein; zweitens wird dann der Kampf gegen diesen Tyrannen von Verrina, einem eingefleischten, doktrinären Republikaner, gekämpft — Fiesko fällt.

Mehr den Kampf gegen den gesellschaftlichen Zwang, der damals das Leben bedrückte, stellt „Kabale und Liebe“ dar, ein Drama, das in vieler Hinsicht modern, ganz modern ist. Es ist das Aufbäumen liebeglühender Herzen, Ferdinands und Luisens, gegen die Gewalt der Standesvorurteile, es ist der Aufschrei des unterdrückten Naturgefühls gegen den Alp des Kasten-geistes, es ist das eigenste Selbstbekenntnis des Dichters, der selbst seine Familie, seine Umgebung darunter leiden sah. Wer fühlte sich nicht auch heute noch hingerissen von den Worten Ferdinands: „Lafs doch sehen, ob mein Adelbrief älter ist, als der Rifs zum unendlichen Weltall?“ Wer ballte heute nicht auch drohend die Faust gegen dieses verkommene Regime mit seinen schurkischen Höflingen und Beamten, seinem schmähhlichen Soldatenhandel, seiner Maitressen- und Favoritenwirtschaft, wie ihn das Stück uns malt?

Auch in „Don Karlos“, einem dem Inhalt und der Form nach reiferen Stücke, spielt sich dies Ringen solcher Gegensätze ab. Zwei gewaltige Welten stehen gegenüber im Felde. Die Welt des mittelalterlichen Feudalstaates, des Despotismus und des Pfaffenregiments, ihr gegenüber die Welt der durch Rousseaus Menschheitsideale erleuchteten Aufklärung. Jeder weifs, wie tatsächlich jene finstern Mächte sogar das Denken des einzelnen beherrschen, tyrannisieren wollten, und wie sie dies taten: Die Ketzergerichte, die Inquisition, die Hexenprozesse weisen deutlich darauf hin; Schillers Vaterland zeigt manchen Märtyrer, der, wie Schubart, im hohen „Asperg“ schmachten mußte. Schiller selbst hatte es am eigenen Leibe erfahren, da sein Fürst ihm verbot, etwas anderes zu schreiben, als Medizinisches. „Geben Sie Gedankenfreiheit,“ ruft Marquis Posa, der „Bürger derer, die da kommen werden,“ dem Despoten der Vergangenheit zu, — das ist jene „Gedankenfreiheit“, die Schiller und seinen Zeitgenossen damals nicht zugebilligt wurde, und mit Flammenschrift schrieb der Dichter an das Firmament der Zeiten die Freiheitsworte hin: „Sehen Sie sich um in seiner herrlichen Natur. Auf Freiheit ist sie gegründet — und wie reich ist sie durch Freiheit!“

Welcher deutsche Jüngling fühlte sich nicht noch heute als „Marquis Posa“? Und wer in reiferen Jahren liese sich nicht mit fortreißen von dem Strom dieser klangvollen, pathetischen Verse gerade des „Don Karlos“? — Kein geringerer als Kaiser Wilhelm II. — das müssen wir am Kaiser Wilhelms-Realgymnasium uns ganz besonders merken — bezeugt dies. Wie im Herbst 1875 auf dem Hofe des Lyceum Fridericianum (des Königl. Friedrichs-Gymnasiums) zu Kassel eine Anzahl Primaner das beliebte Thema erörterten: „Wer ist gröfser: Schiller oder Goethe?“ und wie einer meinte, Schiller wäre, neben Shakespeare gemessen, der kleinere, ebenso neben Goethe, — da trat zu dieser Gruppe ein schlanker Jüngling, der damalige Primaner Prinz Wilhelm, mit den Worten voller Erregtheit: „Hat Shakespeare ein Stück geschrieben, das uns hinzureißen vermag, wie der „Don Karlos“? — konnte Goethe überhaupt ein solches Stück schreiben?“¹⁾

¹⁾ Die Wahrheit dieser Anekdote verbürgt uns ein Augen- und Ohrenzeuge, Edward Schröder in Göttingen, ein berühmter Germanist, der sie uns mitteilt in seiner Rede zum 27. Januar 1905: „Schiller in dem Jahrhundert nach seinem Tode“. Göttingen 1905.

Aber auch in dem historischen „Wallenstein“ ist der Kampf um die Freiheit noch lebendig, um die Freiheit gegen einen Druck, den eine unwürdige Regierung ausübt; denn was will Wallenstein anders als den Kampf zu Ende kämpfen um das Recht einer in sich selbst ruhenden, genialen Persönlichkeit gegen eine unfähige, alt gewordene Dynastie, die der Habsburger, die nur in der Gewohnheit, in dem Gemeinen ihre Wurzeln hat? —

Doch schon dies Drama zeigt, wie dieser Freiheitsbegriff sich geläutert hat, und, wenn ihr an die „Glocke“ denkt, so wist ihr, welches Ereignis auch Schiller, man möchte sagen, zur Besinnung gebracht hat. Es ist die französische Revolution, die ein Dezennium nach dem ersten Druck der „Räuber“ alle in Schrecken setzte. Man erlebte es, wie gefährlich des „Lichtes Himmelsfackel“, d. h. die Vernunft dem ewig blinden Menschen werden konnte, man sah, wie die mißbrauchte Freiheit zur Knechtschaft einzelner durch viele führte. Und da hat der Dichter ebenso seine Geißel gegen diese von ihm und andern anfangs so angeschwärmten Freiheitsapostel geschwungen, welche er „Würgerbanden“, „Schinderknechte“ nennt, wie er sie vor Jahren gegen die nichtswürdigen Despoten der deutschen Kleinstaaten geschwungen hatte. So hat er denn in der „Jungfrau von Orleans“ und in „Wilhelm Tell“ den Kampf geknechteter Völker gegen ihre Unterdrücker besungen. Jedoch die Franzosen im Kampfe gegen die Engländer, die Schweizer im Kampfe gegen die Österreicher wollen nicht ungezügelter Freiheit für sich erringen, sondern ihren König und ihr Vaterland, ihre alten Rechte und Ordnungen gegen Umstürzler von außen schützen. Der Unterschied ist deutlich: die Jugenddramen, besonders „Räuber“, „Kabale und Liebe“ sind gleichsam nur flammende Proteste gegen die schändlich unterdrückte Freiheit, furchtbare Anklagen gegen die gemißbrauchte Herrschaft der Mächtigen; sie geben keinen Ausblick auf Besserung, auf Erfüllung der Ideale, sie reißen bloß nieder, sie bauen nicht auf. Wehmütiger, elegischer wird der Freiheitsruf schon im „Don Karlos“; auch hier liegt die Freiheit schließlichs am Boden, aber doch sehen wir sie in goldener Ferne aufsteigen, wie diese schwärmerischen Jünglinge, der spanische Prinz und der Maltheser, sie sich denken:

„Bürgerglück

Wird dann versöhnt mit Fürstengröße wandeln,
Der karge Staat mit seinen Kindern geizen,
Und die Notwendigkeit wird menschlich sein.“

Wohl machen sie beide auch noch eine Art Verschwörung gegen ihren König, aber sie werden keine Mordbrenner, wie Karl Moor, keine gemeinen politischen Intriguanen, wie Fiesco, der den alten Doria umbringen möchte! Und wieder — wie fern steht die Verschwörung auf dem Rütli von der immer noch heimlichen Konspiration gegen den Inquisitionsschüler, im „Wilhelm Tell“ ist es keine Revolution mehr, es ist eine rechtmäßige Errettung geheiligter Güter. Der sterbende Attinghausen, der Vaterland und Freiheit predigt: „Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,“ es ist der Dichter selbst, der, ein Prophet, kurz vor seinem Todesjahre das preist, was seine Deutschen damals nicht besaßen: Freiheit und Vaterland. Der Dichter der sturm-vollen Jugenddramen und des „Don Karlos“, wo er um die niedergetretenen Menschheitsrechte nur noch erhaben klagt, er ist positiv geworden, er weiß jetzt, worin die wahre Freiheit besteht, er stellt Sitte und Ordnung, Recht und Gesetz, wie sie uns nur das Vaterland geben kann, neben die Freiheit. Die Freiheit ist ihm nicht mehr ein unerreichbares Phantom, nicht mehr die der eigenen Selbstbestimmung und Leidenschaft nachgebende Zügellosigkeit, sondern eine in den Schranken einer weisen Gesetzgebung sich mächtigende Freiheit. Diese aber gewährt nur der Zustand, wo ein freies Volk sich um seinen Fürsten schart. Noch im

„Don Karlos“ sagt Schiller-Posa: „Ich kann nicht Fürstendiener sein“, und vielleicht im bewußten Gegensatz dazu prägte Goethe im Tasso (II, 1) das bekannte: „Und für den Edlen ist kein schöner Glück, als einem Fürsten, den er ehrt, zu dienen.“ Ähnlich fordert später Schiller nicht nur den Dienst einzelner im Interesse des Staatsoberhauptes, sondern die Aufopferung aller für den Landesfürsten: „Für seinen König muß das Volk sich opfern.“ Und in denselben Gedankenkreisen bewegte sich 10 Jahre später, als „Fürst und Volk“ und „Volk und Fürst“ die Freiheit gegen Napoleon erstritten hatten, sein ihn lange überlebender Dichterfreund, der den noch wachenden Priester Epimanides rühmen läßt (Epimanides' Erwachen, II.):

„So freut mich auch, zu sehn ein edles Volk
Mit seinem Herrscher, die im Einklang sich
Zusammenwirkend fügen für den Tag,
Ja, für Jahrhunderte, wenn es gelingt.“

Die Wandlungen, welche Schiller hier in seinem Innern durchgemacht hatte, bis er in Übereinstimmung mit Goethe zu dieser Auffassung von politischer Freiheit gelangte, sind deutlich; wie die Wandlungen selbst, so ist auch das Ergebnis und das Ziel derselben für jedermann noch heute vorbildlich. —

2. Schiller ist der Dichter und Denker der religiös-sittlichen Freiheit. — Die göttlichen Gebote treten an den Menschen heran zunächst mit einer gewissen Strenge, der Mensch fühlt bald, daß er unfähig ist, sie zu erfüllen. Selbst wenn er sie zu erfüllen den besten Willen hat, weiß er doch das Wort im Garten von Gethsemane zu schätzen: „Der Geist ist willig, doch das Fleisch ist schwach.“ Wie kann ich selig werden? Wie kann ich mich mit Gott versöhnen? Diese ängstlichen Fragen warfen unsern Luther in seiner Klosterzelle¹⁾ nieder und machten ihn zu einem Büfser und Flagellant, bis er die Antwort fand: „Selig werden kann ich nur durch die göttliche Gnade.“ — Zur Zeit Schillers bewegte eine ähnliche Frage die Gemüter. Der Königsberger Philosoph hatte zwei weit von einander abstehende Pole des menschlichen Wesens hingestellt: „Vernunft und Sinnlichkeit, Sinnlichkeit und Vernunft.“ Die Vernunft soll die Sinnlichkeit zügeln, aber die letztere widerstrebt fortgesetzt der ersteren. Die Vernunft aber ist, wie das mosaische Sittengesetz, ein strenger Herr. — „Du sollst, du sollst, du sollst“ — ruft sie uns zu; der kategorische Imperativ, d. h. die unbedingte Befehlsform, in der die Pflicht zu uns redet, ist hart, hoch, erhaben, fast so hoch und hart, wie der Gott des Moses, der auf dem Berge Sinai aus einer Wolke im Blitz und Donner zu den Israeliten redete. — Pflicht ist ein zu erhabener Begriff, als daß wir ihm gerecht werden könnten. Kant war für die damalige moralische Gesetzgebung eine Art Drako, in Schiller erstand ihm der Solon, der diese Strenge milderte. Kant verlangte, daß man das Sittengesetz fast widerstrebend befolge; widerstrebe man ihm nicht, so käme man in den Verdacht, überhaupt es nicht erfüllen zu wollen. Und nicht mit Unrecht hat Schiller in einem Xenion diese Unerbittlichkeit kantischer Pflichterfüllung getadelt, indem er meinte, daß, wenn man im kantischen Sinne tugendhaft sein wolle, man das Rechte mit Abscheu tun müsse. — Es mußte eine Brücke gefunden werden zwischen der Vernunft und der Sinnlichkeit, zwischen den Geboten der Sittlichkeit und denen der natürlichen Empfindungen. In seinen philosophischen Abhandlungen, in dem Briefwechsel zwischen Schiller und Körner, ist diese Brücke gebaut worden für sein Zeitalter und für alle Zeitalter. Er hat eigentlich kein philosophisches neues Schlagwort erfunden, seine Terminologie für diese Brücke

¹⁾ Vergl. Hausrath, Luthers Leben I S. 39 ff.

ist keine ständige; bald spricht er von einem Spieltrieb, bald von „freier Neigung“, welche ganz von selbst, fast unbewußt, die Menschen das tun heißt, was von ihnen die Pflicht verlangt; da aber, wo jene Kluft zwischen den beiden Seiten unserer menschlichen Natur überbrückt ist, entsteht die „schöne Seele“: Sie tut von selbst, was sie tun muß, in ihr ist die Übereinstimmung zwischen Sinnlichkeit und Vernunft, zwischen Pflicht und Leidenschaft hergestellt; aus Neigung, aus freiem Willen erfüllt sie die Gebote der Sittlichkeit.

Aber Schiller hat diese Ideen nicht bloß in einfacher Prosa dargelegt, sondern — das ist sein unsterbliches Verdienst — ihnen auch eine köstliche poetische Form verliehen in dem Gedicht: Das Ideal und das Leben (urspr. das Reich der Schatten). Wir alle streben nach Seelenfrieden, den wir nur erlangen können, wenn wir den göttlichen Geboten, die sich mit der Vernunft identifizieren, nachkommen, aber als sterbliche Wesen stehen wir unter dem Banne des Sinnenglückes. Wo ist die Vereinigung beider? Wo ist der Konflikt gelöst? — Schiller antwortet zuerst mit einem Hinweise auf die antike Figur des „hohen Uraniden“, d. h. des Zeus, von dessen Stirne die Vereinigung beider Pole strahle:

Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl;
Auf der Stirn des hohen Uraniden
Leuchtet ihr vermählter Strahl.

Aber auch ohne antike Mythologie, noch deutlicher und schöner, sagt er es in den, nach Form und Inhalt unübertroffenen Versen:

Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht;
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät.

Luther hatte die Frage: „Wie kann ich selig werden, d. h. wie kann ich die Furcht vor Nichterfüllung der göttlichen Gebote ablegen?“ beantwortet: „Nur durch die Gnade Gottes.“ Schiller sagte: „Freie Neigung, zu der jeder einzelne, wie das ganze Menschengeschlecht erzogen werden soll, muß uns die göttlichen Gebote als etwas Selbstverständliches befolgen heißen“. Der Unterschied zwischen beiden ist zwar deutlich: jener hält die Erfüllbarkeit der göttlichen Gebote seitens der Menschen für unmöglich, dieser für möglich durch allmähliche Gewöhnung. Aber doch sind beide, Luther wie Schiller, Befreier des deutschen Volkes gewesen in religiös-sittlicher Beziehung, beide befreiten uns fast von einem Schreckbilde, jener mehr mit Hilfe Augustins, die Gnade Gottes herbeirufend, dieser im philosophischen Jahrhundert mit Hilfe Kants, die freie Neigung des Menschen betonend; beide haben die Kluft zwischen Gottheit und Menschheit überbrückt, beide haben Gottheit und Menschheit genähert. Das ist Schillers befreiende Tat auf religiös-sittlichem Gebiete.

So ist Schiller der Dichter und Denker der Freiheit, das wird er für alle Nationen sein. Aber wir Deutsche, die wir einen großen Mann nicht bloß nach seinen Geistesgaben schätzen, sehen in ihm mehr: für uns ist Schiller eine sittliche Persönlichkeit, eine sittliche Macht. Wodurch wird man eine sittliche Persönlichkeit? Dadurch, daß man trotz beengender Schranken sich nach außen und nach innen durchkämpft zur Klarheit und Wahrheit. Das aber vermögen nur solche, die, wie Schiller, einem Ideal nachstreben, fest, unerschütterlich

an dasselbe glaubend, wohl mitunter zweifelnd, doch nie verzweifelnd, dann endlich das erleben, was Goethe seinem Freunde ins Grab hineingesungen hat:

„Nun glühte seine Wange rot und röter
 Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
 Von jenem Mut, der, früher oder später,
 Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
 Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter,
 Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schweigt,
 Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
 Damit der Tag dem Edlen endlich komme.“

Aber ehe „dieser Tag ihm kam“, da hatte Schiller mit einer Enge äufserer Verhältnisse zu kämpfen, wie selten einer unserer Grofsen. Als er mit seinem Freunde Streicher heimlich als „Deserteur“ in der Nähe von Bretten die württembergische Grenze überschritten hatte, wufste er, dafs er zwar ein verhafstes Stück Erde verlies, aber auch ein Land, welches ihm Unterkunft und Auskommen bot; obgleich er seinem Talente vertraute, war es ihm klar, dafs er vor dem Nichts stand. — Es war eine grofse, sittliche Tat, ein erhabener Entschluß, jene Flucht aus Stuttgart: alle Brücken hinter sich abzubrechen, alles, alles preiszugeben, um nur der Stimme seines Innern zu folgen; und dabei noch den Zorn seines Fürsten heraufzubeschwören, der zwar später sich als besser erwies als man dachte, aber doch jeden Augenblick den Flüchtling hätte wieder einfangen können, um ihn in die unterirdischen Verliese des hohen Asperg zu bannen. Der Kampf, den der Dichter in seinem Innern durchzukämpfen sich entschlossen hatte, war wirklich ein furchtbarer, wie er wohl auch tatsächlich zur physischen Zerrüttung die erste Ursache gewesen ist. Die Zeit dieser seiner Jugendleiden liest sich wie eine Tragödie, der Held dieser Tragödie ist der Dichter, ein erhabener Geist, er spielte ‚*à banque*‘. Ähnlich wie Luther auf dem Reichstage zu Worms seinem Kaiser, warf auch Schiller seinem Landesfürsten gleichsam den Fehdehandschuh hin und bekannte: „Ich kann nicht anders“; ähnlich wie Luther auf der Wartburg sich verbergen mußte, so mußte Schiller in der Zeit nach seiner Flucht in Mannheim, Oggersheim sich, oft unter falschem Namen, versteckt halten. Er tat das, was er nachher so fröhlich singen liefs:

„Und setzet ihr nicht das Leben ein,
 Nie wird euch das Leben gewonnen sein.“

Aber alle grofsen Männer, wenn sie solche wirklich waren, haben so einmal oder öfters ihre Existenz aufs Spiel gesetzt und ‚*à banque*‘ gespielt, so König Friedrich II., so Bismarck und Wilhelm I., der, wie sein Minister sagte, zweimal seine Krone als Einsatz gab. — Solcher Kampf gibt dann der Persönlichkeit bald die eiserne, unverrückbare Festigkeit, aber er zittert noch lange in dem mutigen Streiter nach. — Was Cassandra beklagte, ach — es ist des Dichters eigenster Schmerz:

„Meine Jugend war nur Weinen,
 Und ich kannte nur den Schmerz.“

Und zu solchen Sorgen kam noch die verzehrende Krankheit. Man nannte sie damals katharrhalisches Fieber, heute würde man sie als bösartige Influenza bezeichnen, mit stets sich wiederholenden Rippenfell- und Lungenentzündungen, die schliefslich in Schwindsucht ausarteten. Nicht Einzelheiten wollen wir anführen, nicht aufzeigen, wie so viele Gedichte und Dramen im schlimmsten und wahrsten Sinne „Schmerzskinder“ geworden sind, anders als die „Iphigenie“ für Goethe, wollen nicht nachweisen, wie Schiller ein ‚*in tormentis scripsi*‘, fast wie jener

preussische Soldatenkönig, unter die Erzeugnisse seines Geistes hätte setzen können, wir wollen nur der Verse gedenken, mit denen Goethe dieses Schaffen unter Kümernissen und Schmerzen besungen hat:

Er hatte früh das strenge Wort gelesen,
 Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.
 So schied er nun, wie er so oft genesen;
 Nun schreckt uns das, wofür uns längst gegraut.
 Doch schon erblicket sein verklärtes Wesen
 Sich hier verklärt, wenn es hernieder schaut:
 Was Mitwelt sonst an ihm beklagt, getadelt,
 Es hat's der Tod, es hat's die Zeit geadelt.

Wie alle großen Geisteshelden, hatte aber auch Schiller mit seinem Innern zu ringen. Je gewaltiger die Persönlichkeit eines Menschen ist, um so gewaltiger sind auch seine inneren Kämpfe; denn desto größer ist die Gewissenhaftigkeit, mit der er sich dem ungezügelt Drange seiner Phantasie widersetzt, desto größer ist der Trieb, sich von den Schlacken seines Inneren zu reinigen. Manchen Genies ist dies nicht gelungen und gelingt es auch heute nicht, weil es ihnen an Fleiß und Gewissenhaftigkeit zu sehr mangelt. So ist es vor Schiller Christian Günther ergangen, von dem es Goethe in „Wahrheit und Dichtung“ bezeugt, so ist es manchen von den Stürmern und Drängern der goethischen Zeit ergangen, so vor allen Reinhold Lenz, so Gottfried August Bürger, so später einigen Dichtern der romantischen Schule. Warum ist ihnen ihr Leben und Dichten zerronnen? Weil sie keine sittlichen Persönlichkeiten waren. Aber Schiller ist, wie gesagt, im hervorragenden Sinne eine sittliche Persönlichkeit gewesen. Wohl durchlebte auch er eine Zeit im innern Saus und Braus. — Daher wohl in den Jugenddramen die Sucht, sich auszuleben, das eigene Ich des Menschen als Mittelpunkt hinzustellen, daher aber auch in den Dramen von 1799 an jene Formvollendung, jene Abklärung, jene Reife des Urteils, welche man bei ihm und einigen seiner Zeitgenossen klassische Vollendung genannt hat. Und wie hat er sich diese Erhebung zur Klarheit und Wahrheit erkämpft? Hauptsächlich durch das Studium der kantischen Philosophie und der Antike. Wahrlich, dazu gehörte ein eiserner Wille und ein konsequenter Fleiß. Wie manches Genie hätte sich eben mit seinem Genie begnügt und sich solche Mühe nicht gemacht! Er aber gewann es über sich, in der ihm fremden Terminologie der kantischen Lebensweisheit heimisch zu werden, ebenso erreichte er es durch seine Ausdauer, daß er die ihm von Jugend auf nicht recht vertraute griechische Sprache bald so weit beherrschte, um sich eine Vorstellung von der alten Dichtung, besonders der griechischen Tragödie, zu bilden und dadurch zusammen mit Goethe uns von der falschen französisierenden Auffassung der Antike zu befreien — auch eine befreiende Tat, eine solche auf dem Gebiete der Literatur. Wahrlich, es gewährt, man möchte sagen einen fast rührenden Anblick, wenn man liest, wie zwei so hochbedeutende Männer wie Goethe und Schiller, von denen der eine Minister war, längere Zeit hindurch des Nachmittags oder Abends zusammenkamen, um sophokleische Tragödien oder des Aristoteles Poetik zu lesen. Ich appelliere an Euch, liebe Schüler, ich frage Euch: wenn einer von Euch einmal Minister geworden ist — möglich ist es ja! ich wünsche es Euch von Herzen — werdet Ihr Euch dann zu so später Tagesstunde noch ernstlichen wissenschaftlichen Studien hingeben, wie es jene beiden taten? — Rechnen wir noch dazu die Fülle seiner dichterischen, schriftstellerischen Arbeiten, zu denen er oft auch von außen gedrängt wurde, rechnen wir dazu die Anfälle der Krankheit, die mannigfaltigen Sorgen um die Familie,

so werden wir diesen Mann, der nicht zusammenbrach, sondern sich zu solchen gemeinsamen Studien mit Goethe aufraffte, immer von neuem anstaunen und bewundern müssen.

Goethe und Schiller, liebe Schüler, zwei Sterne am literarischen Himmel, wie sie, so vereinigt, kein Volk anschauen kann. Wenn man Schiller feiert, kann man Goethe nicht vergessen, wenn man Goethes gedenkt, muß man auch Schillers sich erinnern. Auch Goethes Entwicklung ist nicht ohne schwere Kämpfe vor sich gegangen. Aber Goethe litt mehr innerlich, fast vom Rande des Grabes hat er sich gewaltsam fortgerissen, Schiller hatte auch unter äußerem Druck zu leiden. Goethe ist der Olympier, den die Menge mehr bewundern als lieben wird, Schiller hat einen Zug des leidenden Christus an sich; ¹⁾ Goethe wirkt auf uns mehr kontemplativ-beruhigend, Schiller heroisch-pathetisch. Beide sind Sonnengötter an dem Firmamente unserer deutschen Kultur; aber dem einen, Goethe, war es vergönnt, eine volle, leuchtende Sonne unterzutauchen in den Ozean des Todes, indem er an sich selbst in Erfüllung gegangen sah das schöne Wort eines griechischen Dichters, welches er in höheren Jahren so gern zitierte: ²⁾ *δνόμενος γὰρ ὁμοῦς ἡλιός ἐστιν εἶναι* (Untergehend sogar ist's immer dieselbige Sonne); den andern, Schiller, hingegen ereilte das Schicksal des Phaethon: auf der Höhe seiner Bahn wurde er zum schmerzlichen Schrecken aller in die Tiefe des Todes hinabgestürzt. Ihm nach klagen wir alle die Goethischen Verse, die eigentlich für Euphorion-Byron ertönten, aber auch für Schiller gelten:

Ach! wenn du dem Tag enteilest,
Wird kein Herz von dir sich trennen.
Wüßten wir doch kaum zu klagen,
Neidend singen wir dein Los:
Dir in klar- und trüben Tagen
Lied und Mut war schön und groß.

Ja, ihm, dem heldenmütigen Kämpfer und Dulder, war in klar- und trüben Tagen Lied und Mut schön und groß!

Und ganz im Sinne dieses Geisteshelden ist es nun, wenn ihr heute nicht bloß feiernd seiner gedenkt, sondern euch ernstlich fragt: Was können wir von ihm lernen?

Und obwohl ihr im allgemeinen keine Genies seid und als solche euch noch nicht fühlen werdet, so werdet ihr doch nun wissen, welchen Ertrag ihr von diesem Tage mit nach Hause nehmen könnt.

Zuerst lernet verstehen, was Freiheit, wahre Freiheit ist. Ein jeder von euch sehnt sich nach Freiheit, und ein jeder Mensch soll nach Freiheit streben. Viele von euch glauben dann frei zu sein, wenn sie die Tür der Schule hinter sich haben, besonders dann, wenn sie nie mehr dahin zurückzukehren brauchen. Lasset euch doch nicht täuschen, lasset euch doch nichts

¹⁾ „Goethe hat zweimal, um Schillers innerstes Wesen zu enthüllen, ihn mit Jesus verglichen.“ Suphan. Schriften d. Goethe-Gesellschaft Bd. 20 1905 S. 33.

²⁾ z. B. 2. Mai 1824. Gespr. mit Eckermann. — Der griechische Vers steht am Schluß des Buches: „Nonnos von Panopolis, der Dichter“, welches Graf Uwarow, später russischer Staatsminister, verfaßte und Goethe 1817 widmete. Der Vers ist ein Pentameter und nicht von Nonnos, der seine *Αἰωνομαχία* in Hexametern verfaßte. — Der Goethesche Vers steht, mit einem anderen Hexameter verbunden, jetzt unter „Distichen“, in der Ausgabe v. Goedeke I 142, in der Sophien-Ausgabe 4, 125:

Nicht am Morgen allein, noch am Mittag einzig beglückt sie:
Untergehend sogar ist's immer dieselbige Sonne.

vorreden! Freiheit kann man überall besitzen, Unfreiheit aber ebenso, in jedem Stande, in jedem Berufe, in jeder Lebenslage. Aber das eine lernet auch aus Schillers Leben: Unbedingte Freiheit, absolute Freiheit gibt es überhaupt nicht und kann es nicht geben, sonst müßte man ja schließlich den Begriff der Kausalität, den Begriff von Ursache und Wirkung, aufheben. Absolute Freiheit ist nur dem Weltenlenker selbst eigen, der über alle Kräfte der Welt, über die geistigen und körperlichen, nach eigenem Gutdünken gebietet. Wie schwach aber sind wir Menschen! Wie eng begrenzt, schon zeitlich, ist unser Wirkungskreis! Es kann also für uns Menschen nur eine begrenzte Freiheit geben. Und da lernet aus den inneren Wandlungen Schillers, der sich erst allmählich zum wahren Freiheitsbegriff durchgerungen hat: Nicht das Hervordrängen eigenen Willens, nicht das schrankenlose Betätigen des eigenen Ichs gibt die wahre Freiheit, sondern nach Eindämmung der drohenden Leidenschaften die selbstgewählte Wirksamkeit innerhalb der Schranken einer politischen, religiös-moralischen Ordnung.

Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
Frei sein in des Todes Reichen,
Brecht nicht von seines Gartens Frucht!
An dem Scheine mag der Blick sich weiden;
Des Genusses wandelbare Freuden
Rächet schleunig der Begierde Flucht.

Was Goethe von der künstlerischen Freiheit gesagt hat: „Das Gesetz nur kann uns Freiheit geben“, das gilt von jeder Freiheit, auch von der politischen und moralischen.

Zweitens: Lernet was es heißt: Kämpfen um ein Ideal. Jeder deutsche Jüngling und Mann muß, wie Schiller, ein Ideal in seinem Busen tragen, das muß ihn begeistern, das muß ihn entflammen, und er muß den Mut haben, auf die eine Wagschale dies Ideal, auf die andere die übrigen Güter der Welt zu legen. Wenn er solches vermag, auf Schmerzen, Entbehrungen mache er sich natürlich dabei gefast, solches Wagen geschehe aber immer erst nach sorgfältiger, innerer Prüfung, wie es Schiller vornahm, ehe er Heimat und Vaterhaus um des Ideals willen verließ. Jeder deutsche Jüngling muß fühlen, was der Dichter, im Andenken an seine Jugendzeit, in späteren Jahren 1803 von der Pilgerfahrt nach dem Ideal sang:

Noch in meines Lebens Lenze
War ich, und ich wandert' aus,
Und der Jugend frohe Tänze
Liefs ich in des Vaters Haus.

All mein Erbteil, meine Habe
Warf ich fröhlich glaubend hin,
Und am leichten Pilgerstabe
Zog ich fort mit Kindersinn.

Denn mich trieb ein mächtig Hoffen
Und ein dunkles Glaubenswort;
Wandle, rief's, der Weg ist offen,
Immer nach dem Aufgang fort.

Bis zu einer goldnen Pforten
Du gelangt, da gehst du ein,
Denn das Irdische wird dorten
Himmlisch, unvergänglich sein.

So sollt ihr alle einmal nach dem Lande eurer Sehnsucht, eurer Ideale ausziehen, mit dem festen Glauben, in die goldene Pforte einzuziehen, und mit dem frischen Wage- und Wandermute, von dem Strome euch tragen zu lassen.

Und drittens lernet später, wenn ihr Männer geworden seid, von unserm Schiller jene Bescheidenheit und Mäfsigung, die darin besteht, dafs man gerade durch teilweises Verzichten auf das Ideal das letztere verwirklicht. Ja, was blieb ihm denn, dem grofsen Manne, als er in reifere Jahre gekommen war? Er bekennt es selbst in dem Gedichte „Die Ideale“ von 1795: Freundschaft blieb ihm, gemeinsames Streben mit Gleichgesinnten, vorzüglich mit Goethe, und Beschäftigung, wie er es zu demütig nennt, d. h. wissenschaftliches und dichterisches Arbeiten. Nicht ohne tiefe Rührung liest man die Verse:

„Von all dem rauschenden Geleite
Wer harrete liebend bei mir aus?
Wer steht mir tröstend noch zur Seite
Und folgt mir bis zum finstern Haus?
Du, die du alle Wunden heilest,
Der Freundschaft leise, zarte Hand,
Des Lebens Bürden liebend teilest,
Du, die ich frühe sucht' und fand.

Und du, die gern sich mit ihr gattet,
Wie sie der Seele Sturm beschwört,
Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der grofsen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.“

Das soll und wird deutsche Männer trösten und zur Nacheiferung anreizen: Beschäftigung, die nie ermattet, Tätigkeit, geistige Tätigkeit, wie sie Weise und Künstler zu ihrer und der gesamten Menschheit Vervollkommnung ausüben.

Ihr aber, liebe Schüler, die ihr noch jung seid, von denen einige bald, von keiner Sorge noch gezügelt, in des Lebens Bahn hineinspringen werden, wärmt eure Brust zunächst an dem Feuer, das Schillers Drang nach dem Ideal auch für euch angezündet hat. Denket aber nicht, dafs es mit der Flamme der Begeisterung allein schon getan sei; prüfet, ob es eine lautere Flamme ist, ob es nicht ein trübes Rauchfeuer ist, umqualmt von euren dunklen Leidenschaften und Lüsten; forschet, ob es nicht blofs ein Strohfeuer ist, entfacht von des Augenblicks vergänglichlichen Freuden und Einfällen. Und wenn ihr einer wahrhaften Begeisterung in eurem Innern sicher seid, dann lafst es euch „sauer werden in der Welt“, wie es Goethe von sich bekannt hat, wie es auch Schiller von uns fordert in den volkstümlichen Versen:

Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born. (Ideal und das Leben.)

und

Wer etwas Treffliches leisten will,
Hätt' gern was Grofses geboren,
Der sammle still und unerschlaft,
Im kleinsten Punkte die höchste Kraft. (Breite und Tiefe.)

Das ist Schillers echt deutsche Gründlichkeit beim Arbeiten, jene Gewissenhaftigkeit auch im kleinsten, ein echt deutscher Zug,¹⁾ den Schüler deutscher Schulen, wie Studenten und Gelehrte immer bekunden sollten. Alle großen Männer aller Zeiten und aller Völker haben es sich „sauer werden lassen“ in der Welt, ‚per aspera ad astra‘, durch Nacht zum Licht ist ihr Weg gegangen; denkt auch an Luther, an Kaiser Wilhelm I., aber einer, dem es am schwersten geworden ist, das ist unser Schiller gewesen.

Solange daher deutsche Jünglinge das heilige Feuer der Sehnsucht nach etwas Höherem, Besserem in sich nähren, solange soll unser Schiller ihnen als Vorbild voranschweben, „ein Meteor verschwindend, unendlich Licht mit seinem Licht verbindend“. Er ist in seinem Leben und Leiden, in seinem Streben und Ringen, in seinem Kampf und Sieg für uns eine sittliche Größe, eine moralische Kraft geworden. Darum: Kein Schiller ohne deutsche Jugend, keine deutsche Jugend ohne Schiller!

¹⁾ Das betont richtig Hauns Zimmer in H. Meyers Deutsches Volkstum. 1903. 2 Teil 12. (Die deutsche Erziehung und Wissenschaft.) S. 383.

